

LARA ECKSTEIN

**VERBRANNTES
TRÄUME**

ROMAN

Die Handlung, die Figuren und manche Schauplätze dieses Romans sind fiktiv. Ähnlichkeiten mit lebenden und toten Personen sind rein zufällig.

© Querverlag GmbH, Berlin 2025

Erste Auflage September 2025

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale.
Coverbild erstellt mit MidJourney AI. © Sergio Vitale, 2025

Gesamtherstellung: Finidr
ISBN 978-3-89656-362-0
Printed in the Czech Republic

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:
Querverlag GmbH
Akazienstraße 25, 10823 Berlin
www.querverlag.de | mail@querverlag.de

Für alle, die Angst haben.
Und für alle, die träumen.

PROLOG

Portugalete, Baskenland, August 2027

Ich renne, brennender Atem, meine Füße wie Trommelfeuer auf dem heißen Beton, immer schneller, aber nicht schnell genug. Es ist wie in dem Traum, den ich so oft hatte: Ich bewege meine Füße, komme aber nicht vorwärts. Ich schreie deinen Namen, wie im Traum, aber dieses Mal wache ich nicht davon auf. Dieses Mal gibt es keine erlösende Realität; die Realität ist zum Alptraum geworden.

Während ich renne, geblendet von der noch schrägen Sonne, versuche ich, die Umgebung zu erfassen: Links von mir, weit oben auf einer hohen Betonmauer, die großen Buchstaben eines bekannten Schriftzugs: *Euskal Herria*. Das Graffiti ist rot, grün und weiß wie die Farben des Baskenlands, das hier auf den Atlantik trifft. In meinem rechten Augenwinkel: eine endlose Reihe von Segeljachten, darauf Männer und Frauen in hellbrauner Kleidung, T-Shirts und langen Hosen, Maschinengewehre vor der Brust. Sie beobachten mich, aber ich habe keine Zeit innezuhalten, keine Zeit zu zweifeln. Ich muss dich finden, heute, hier, endlich. Hinter den Jachten blitzt das Blau des endlosen Ozeans. Doch die Brise vom Meer bringt keine Abkühlung an diesem flirrenden Augustmorgen.

Mein linkes Bein knickt ein, will aufgeben, aber ich reiße den Fuß wieder hoch, renne weiter. Rechts von mir weitert sich das Hafenbecken. Hier waren früher wohl die Anlegeplätze für Kreuzfahrtschiffe. Jetzt sind sie leer. Zu viele Fähren haben hier schon abgelegt, hier und an so vielen anderen Häfen; zu viele Menschen haben schon den europäischen Kontinent verlassen, seitdem im Frühjahr der Krieg begonnen hat. Jetzt liegen nur noch die Jachten im Hafen – nicht das Frachtschiff, das mir versprochen wurde. Das Schiff mit dir.

Ich spüre die Blicke der baskischen Soldat:innen auf mir, sie stehen auf den Jachten und auf Containern an Land, haben Ferngläser und die Gewehre im Anschlag. Ich versuche mir vor-

zustellen, wie sie mich sehen: eine verschwitzte junge Frau, dunkelblonde Haare im Pferdeschwanz zusammengebunden, orangefarbene Surfer-Shorts und ein weißes Top. Offensichtlich ungefährlich. Eine Touristin vielleicht, eine Übriggebliebene, gestrandet in den Wirren des Krieges? Wo will sie hin? Was sucht sie – oder wen? Ich will wieder deinen Namen schreien, so laut, dass er zwischen den Schiffscontainern hin und her hallt, bis du mich hörst, aber mein Atem brennt und meine Lippen können keine Worte mehr formen.

Dann endet der Kai und vor mir liegt nur noch Wasser, endlos, auf dem sich gleißendes Licht spiegelt. Ein Wald weißer Windräder dreht sich darin, ansonsten ist alles still. Ich höre mein Herz rasen. Ich versuche, mich zu orientieren, meine Sinne zu ordnen. Ich rieche das Salz des Meeres, das Motoröl der Schiffe und Angst. Meine Angst. In dem Moment, in dem ich stehen bleibe, steigt sie in mir auf und raubt mir den Atem. Mein nassgeschwitztes Oberteil klebt an meinem Körper, ich ringe um Luft, stütze die Hände auf die Knie, mein Schatten ist klein in der Vormittagssonne, vor meinen Augen schwirren helle Punkte.

Seit gestern Abend bin ich unterwegs, habe kaum geschlafen und muss mir eingestehen, dass ich nicht mehr weiter rennen kann. Und auch das: Hier ist kein Frachtschiff mehr. Hat es schon abgelegt? Oder war es nie hier? Warst du nie hier? Habe ich falsche Informationen bekommen? Ist das eine Falle? In der flirrenden Hitze wird mir schwindelig. Schatten! Wasser!

Lange habe ich gedacht: Die Umstände haben uns auseinandergerissen. Der Krieg, der losbrach, die Grenzübergänge, die sich schlossen, die Straßen, die unpassierbar wurden, und die Züge, die nicht mehr fuhren. Aber es war nicht die Welt; es war unser Umgang damit. Letzten Sommer, vor einem Jahr, in Berlin, inmitten der drückenden Hitze, die uns schon damals ächzen ließ, schien noch alles möglich. Ich konnte dich ansehen und Halt finden in deinem bernsteinfarbenen Blick. Wir konnten uns berühren, du warst mein Gegenüber und das gab mir die Gewissheit, alles schaffen zu können.

An diesem Augustmorgen aber, am Atlantik, als ich zusammensacke, keuchend, der Schweiß rinnt mir die Wangen herunter wie Tränen, brennt sich die Erkenntnis ein: Du bist verschwunden. Deine Augen, die mir so vertraut waren, sehen mich nicht mehr. Sie blicken aus einem anderen Winkel auf die Welt, in der alles anders ist. Ich habe probiert, dich zu finden, monatelang. Aber ich kann dich nicht orten. Ich blicke aufs Meer und ich weiß nicht weiter, habe meinen Kompass verloren und jedes Ziel.

TEIL 1: AUFBRUCH

„You have to act as if it were possible to radically transform the world. And you have to do it all the time.“

Angela Davis

KAPITEL 1: DIE SUCHE

Marseille, Frankreich, April 2027

Als ich aus dem Zug aussteige, ist es später Nachmittag und so heiß, dass alle, die können, die Rollläden heruntergelassen haben vor den Cafés und Geschäften und in die Innenräume geflüchtet sind, wo es Klimaanlagen gibt. Doch viele können das nicht. Ich kann sie riechen, die Obdachlosigkeit auf den Straßen: Urin und Bier und Hoffnungslosigkeit. Es ist noch schlimmer als in Berlin, von wo ich ganz früh am Morgen aufgebrochen, in der angenehmen Kühle vor Sonnenaufgang zum Bahnhof gefahren und endlich, endlich in einen Zug gestiegen bin. Es war der erste, der wieder fuhr, nach Tagen des drückenden Stillstands, in Richtung Süden. Ich bin eingestiegen mit einem Triumphgefühl, endlich auf dem Weg zu dir! Aber als ich aussteige aus dem TGV, als ich die Bahnhofshalle verlasse und meinen Rucksack die weißen Steinstufen hinunterschleppen will in diese Stadt, die mal unsere war, erkenne ich sie nicht wieder.

Die Veränderung von Marseille hat es immer wieder in die Nachrichten geschafft: wie aus den kriminalitätsverrufenen Vierteln, durch die wir im Erasmus-Semester sorglos gestreift waren, hippe Szenekieze wurden, die immer mehr Tourismus anzogen; wie Kreuzfahrtschiffe, Luxusgeschäfte und die Wohnungsvermietung die Lebenskosten für Einheimische in die Höhe getrieben hatten, erst nur in den Vierteln nahe dem Meer, dann die Hügel der Stadt hoch bis hinter den Bahnhof; wie das Gefälle zwischen der reichen Stadt und den armen *Banlieues* immer steiler geworden war; wie sich die Polizeikontrollen verschärften, um Obdachlose von den Straßen zu vertreiben und Arme in den Außenvierteln zu halten. Dann kam der Krieg.

Ich muss meinen Ausweis zeigen, um das Bahnhofsgelände verlassen zu dürfen. Der Soldat, ein hagerer, älterer Mann in zu großer Militäruniform, hat ein Maschinengewehr umge-

schnallt. Er ist einer von dutzenden, die rund um und durch die Bahnhofshalle patrouillieren, und runzelt die Stirn über meinen deutschen Personalausweis. Panik wallt in mir hoch. Dann fallen mir die Worte meiner besten Freundin Asja wieder ein.

„Nimm Bargeld mit. Damit bekommst du in Frankreich alles. Seitdem die Regierung die Geldausgabe gestoppt hat und alle Zahlungen nur noch elektronisch erfolgen können, ist Bargeld mehr wert als Gold!“

So unauffällig wie möglich krame ich aus der Hosentasche meiner Shorts den zerknitterten Fünfzig-Euro-Schein hervor, den Asja mir beim Abschied zugesteckt hat. Ich vermeide den Augenkontakt mit dem Soldaten. Als er eilig den Schein aus meiner Hand nimmt, schaue ich stattdessen auf die Schweißtropfen auf seiner Schläfe. Ich hasse es, jemandem so ausgeliefert zu sein – vor allem, wenn er eine Waffe trägt. Die Sekunden ziehen sich zu einer Ewigkeit, bis der Fremde unmerklich nickt und mich passieren lässt. Mit zitterigen Beinen steige ich die hellen Stufen vom Bahnhof hinunter, dröhrendem Verkehrslärm und drückenden Abgasen entgegen. Die Stadt liegt vor mir, ausgestreckt zwischen Bergen und Meer. Genau hier wollte ich sein. Aber mit dir.

Ich müsste so etwas wie Erleichterung spüren, denke ich, sogar Vorfreude. Aber nach all den Wochen des Wartens ohne ein Wort von dir ist nichts mehr in mir außer dumpfer Ohnmacht. Ich bin angekommen, aber weiß nicht, wo du bist, was du tust und ob du mich noch sehen willst. Wie konnte nur alles so schnell auseinanderfliegen?

Der Schweiß rinnt mir die nackten Beine hinunter und staut sich auf dem Rücken unter meinem großen Rucksack, als ich bergab laufe und La Canebière kreuze: eigentlich eine belebte Straße, gesäumt von Cafés und Fast-Food-Läden. Wir haben hier manchmal morgens gesessen, vor der Uni, haben Kaffee getrunken aus Pappbechern, ich mit, du ohne Zucker, haben uns ein Croissant geteilt und ein *pain au chocolat*. Heute nur noch heruntergelassene Rolläden, bettelnde Kinder und in Abgaswol-

ken gehüllte Autos, die sich vor der Ampel aneinanderquetschen, an der ich nach rechts abbiege. Mein müder Körper lechzt nach einem Kaffee, selbst wenn es einer dieser überzuckerten Nescafés wäre, die es früher nur in billigen Hotelzimmern gab und heute überall dort, wo keine echten Kaffeelieferungen mehr ankommen, aber ich sehe kein Café, das geöffnet hat. Also trotte ich weiter, träge Füße, den Blick immer wieder auf mein Smartphone gerichtet, das ich mit schweißnasser Hand umklammere, um mich zu orientieren. Ich war lange nicht mehr hier. Am Hafen wird es ein wenig kühler, ich halte mein Gesicht in die Brise, die salzig schmeckt, und muss mir auf die Unterlippe beißen, damit ich nicht losheule. Wo bist du?

An dem Abend, als der Krieg ausgebrochen ist – es war ein Dienstag, das weiß ich noch –, ist die Kommunikation zwischen uns abgebrochen. Oder besser gesagt: Du hast sie abgebrochen. Das war vor drei Wochen. Da hatte ich bei der Arbeit schon meine Kündigung eingereicht, wie versprochen, hatte eine Untermieterin gefunden für meine Wohnung, hatte von Asja einen alten Reiseführer ausgeliehen: *Provence und Côte d'Azur*. Anfang April wollte ich los. Mit dir ganz neu anfangen – in der Stadt natürlich, in der wir uns kennengelernt hatten: Marseille. Wir hatten *Transit* zusammen gelesen und das Heldinnenepos *Annette*. Uns war klar: Die Flucht aus der Schlinge, die sich auf politischer Ebene zuzieht, die bringt uns nach Südfrankreich. Doch die Schlinge war schneller als wir.

Mit dir an meiner Seite, mit der Klarheit in deinen Augen, die wie Bernsteine leuchten, war der Neuanfang ein großes Abenteuer. Alleine in der Stadt, die mir fremd geworden ist, bin ich ein einziges Nervenbündel. Mache einen riesigen Bogen um die Bettelnden, traue mich nicht, ihnen eine Münze zu geben, denn das ist nicht nur verboten, sondern würde auch bedeuten, ihrem Elend ins Auge zu blicken und der himmelschreienden Ungerechtigkeit. Eile weiter, als hätte ich eine dringende Verabredung. Dabei wartet niemand auf mich.

Schon in der Erasmus-Zeit war ich vor allem auf dich fokussiert: in diesem Wintersemester, in dem wir immer wieder zu-

sammen in die Calanques fuhren, ins Meer sprangen zwischen den weißen Felsen, auch als der Wind schon von Norden kam und Kälte aus dem Inland brachte. Wir glühten innerlich vor Energie, auch wenn wir nicht wussten, wohin damit. Wir redeten tagelang, atemlos, davon, wie wir die Welt verändern wollten. Es schien möglich. Wir mussten nur erst noch schnell fertig studieren, du in Hamburg und ich in Berlin. Dann, dann ...

Dann kam das Leben, kamen die ersten Jobs, kamen Flirts und Affären, aber du, du hattest immer einen festen Platz in meinem Herzen. Jeden Abend, auch wenn ich betrunken war, auch wenn jemand anderes neben mir lag, habe ich vor dem Einschlafen an dich gedacht.

Und dann kam der Plan.

„Das geht so nicht mehr! Wir fahren uns fest in den Strukturen, die wir doch überwinden wollen“, so hast du das gesagt, auf deine typische Art. „Wir müssen hier raus, Neustart, System-Update. Bist du dabei?!”

Ich konnte es hören: das Ausrufezeichen hinter dem Fragezeichen am Ende deines Satzes. Natürlich war ich dabei.

Du wolltest mit deiner Approbation, nach dem erfolgreichen Medizinstudium, eine eigene Krankenstation gründen, hier in Marseille, um den Menschen zu helfen, die auf der Straße gelandet waren oder in Unterkünften für Geflüchtete festsäßen, von der Regierung vergessen, aus der Krankenversicherung ausgeschlossen. Ich wollte die Organisation betreuen, Spenden sammeln, Öffentlichkeitsarbeit machen und vor allem: an deiner Seite sein.

Ich war nur nicht so schnell wie du.

Und dann kam der Krieg – und dann kein Wort mehr von dir. In dem Moment, als die Welt aus den Fugen brach, als die Energie- und Lebensmittelpreise in die Höhe schossen, als die Grenzen zwischen den EU-Staaten sich plötzlich schlossen, als die Spendeneinnahmen für die Nichtregierungsorganisation einbrachen, für die ich Online-Petitionen betreute.

„Wie gut, dass du eh schon gekündigt hast“, scherzte mein Chef.

Als also die Welt, wie wir sie kannten, sich auf den Kopf stellte, ausgerechnet da warst du aus meiner Welt verschwunden.

„Zu ihrer eigenen Sicherheit“, sagte dein Mitbewohner, als ich wutentbrannt und aufgewühlt in Hamburg bei deinem alten Zuhause Sturm klingelte. „Und zu deiner.“

„Ach ja? Plant sie jetzt einen Staatsstreich, oder was?“

Mein Tonfall sollte lässig sein, aber ich konnte das Zittern aus meiner Stimme nicht heraushalten.

„Das Konstrukt Nationalstaat wird ohnehin kollabieren“, sagte er so ruhig und geduldig, dass es mich noch wütender machte. „Die Frage ist doch: Wie gestalten wir den Riss, der sich auftut? Schauen wir in den Abgrund, stehen wir daneben, während die Faschisten in ganz Europa die Macht an sich reißen? Oder schließen wir uns zusammen, um einen disruptiven Bruch zu erzeugen für eine neue, gerechtere Gesellschaft? Jetzt ist die Chance dafür, jetzt, wo der Kapitalismus versagt!“

Der Plattformkapitalismus jedenfalls funktioniert noch. Der Schlüssel für mein Airbnb in Marseille ist, wie in der App angekündigt, in einer Schlüsselbox links neben der Eingangstür. Ich habe eine Wohnung gemietet direkt im Vallon des Auffes, diesem ehemaligen Fischerhafen, an dem wir so oft saßen, einen Pappkarton Pizza zwischen uns, um der Sonne beim Versinken im Meer zuzusehen. Seit dem Krieg ist der Tourismus eingebrochen und mit ihm auch die Preise. Ein Zyklus von Angebot und Nachfrage. Draußen vor der Bucht liegen graue Schiffe der Marine, lauern und warten auf den Feind. Das Meer ist eine weiche, weite, offene Flanke. Eine Schwäche.

Ich dusche eiskalt und lege mich nackt auf das schmale Bett, das über eine Treppe vom Erdgeschoss aus zu erreichen ist. Alles ist eng aneinandergeschmiegt und verschachtelt gebaut, damit das Bett unter das niedrige Dach passt. Ich starre auf den rotierenden Ventilator an der Decke und lasse meine Gedanken mitrotieren. „Eine Woche“, hat Asja mich beschworen, als sie mich gestern Abend verabschiedet hat, die fürsorglich-mahnende beste Freundin, wie immer.

„Eine Woche in Marseille, und wenn du sie dann nicht gefunden hast, kommst du zurück. Wer weiß, wie lange die Grenze nach Frankreich offen bleibt? Versprich mir, dass du zurückkommst, bevor es zu spät ist.“

In einer automatischen Handbewegung greife ich nach meinem Handy und will Instagram öffnen, zum Zeitvertreib – doch ich sehe nur eine Fehlermeldung, die mir andauernd angezeigt wird, seitdem ich im Zug kurz vor Straßburg die obligatorische „Willkommen in Frankreich“-SMS bekommen hatte. Das ist eigentlich die einzige Gelegenheit, zu der ich noch SMS bekomme, denke ich und dann wieder, wie schon im Zug: Stimmt ja, soziale Medien funktionieren nicht mehr in Frankreich. Eine Maßnahme der Regierung, um *Fake News* einzudämmen, hieß es in der offiziellen Erklärung der neuen Präsidentin dazu, kurz nach Beginn des Krieges. Da waren die meisten unabhängigen Zeitungen und Fernsehsender schon verboten. Wer sich regierungskritisch äußert, kann mittlerweile das Aufenthaltsrecht in Frankreich verlieren und sogar die französische Staatsbürgerschaft, glaube ich. Ich bin in den letzten Wochen nicht mehr mitgekommen, alle Horrornachrichten zu verfolgen. Auch in den Niederlanden, in Skandinavien und Italien hat sich die Lage verschärft; in Spanien gab es sogar einen Militärputsch. Nur dank Asjas täglicher Berichte aus der Nachrichtenwelt habe ich noch nicht gänzlich den Überblick verloren.

Ich überlege kurz, Asja anzurufen, aber ich ahne schon, welche Worte sie wählen würde: liebestrunkene Schnapsidee. Rosa-rotes Himmelfahrtskommando. Asja ist gut mit Worten. Aber das hilft mir jetzt nicht. Wenn ich dich finden will, muss ich es selbst schaffen. Ich muss einen Ansatzpunkt finden, hier in der Stadt, die ich mal fast genau so gut kannte wie du. Alle Cafés, Bars und Hausprojekte, alle Orte, die du erwähnt hast in den ersten Monaten nach deiner Ankunft, spule ich in Gedanken ab, male mir eine Karte im Kopf, die ich ablaufen kann. Aber es sind zu viele Orte und mein Orientierungssinn ist zu schlecht. Wie lange hast du in Marseille gelebt?

An Weihnachten haben wir lange telefoniert. Da habe ich noch die Möwen im Hintergrund deiner vertrauten Stimme gehört. In den Wochen danach hattest du nur noch wenig Zeit. In Frankreich gab es eine Regierungskrise, vorgezogene Wahlen und Ausschreitungen bei Demonstrationen, auch in Marseille. Du musstest raus aus der Stadt, hast du gesagt, in einer kurzen Sprachnachricht, bei der im Hintergrund Grillen zirpten. Danach folgten nur noch kurze Nachrichten, Sätze ohne Punkt und Komma, alles kleingeschrieben, hektisch getippt: „bin auf einem hof es gibt schafe und selbstangebautes gemüse und sogar feigen komm her liebe dich“

Das klang so viel besser als die besetzten Häuser, aus denen du von den *flics* immer wieder herausgeprügelt wurdest. Du hast dich gut eingelebt, hast du erzählt in einer weiteren Sprachnachricht, in der die Grillen zirpten. Du darfst nicht zu viel erzählen über den Ort, hast du gesagt. Aber ich weiß: Die Menschen auf diesem Hof könnte ich wiedererkennen anhand deiner kurzen, präzisen Schilderungen.

Wenn ich einen Ort beschreiben will, nenne ich immer zuerst den Geruch: Meer, Fisch und Müll draußen auf der Straße; Putzmittel und Weichspüler hier drinnen in der Wohnung. Du dagegen beschreibst Orte durch Menschen und ihre Besonderheiten: wie sie aussehen, wie sie sprechen oder gehen, welche Eigenarten sie haben. Du kannst perfekt nachahmen, wie ich meine Hand in den Nacken lege und mit den Fingern meinen Haaransatz entlangstreiche, wenn ich unsicher oder verlegen bin. Wir haben oft darüber gelacht, wie unterschiedlich wir die Welt wahrnehmen. Haben unsere Wahrnehmungen nebeneinandergelegt, abgeglichen und ergänzt. Dann hatte ich das Gefühl, einen 360-Grad-Blick zu besitzen und die Welt zu verstehen.

Der Ventilator stoppt abrupt. Und mein Handy, das ich mit der Steckdose neben dem Bett verbunden habe, lädt die Batterie nicht weiter auf. Das muss einer der Stromausfälle sein, von denen du schon im Winter berichtet hattest und die immer häufiger werden, seitdem das Kühlwasser für die Atommeiler in

Frankreich knapp wird. Für den Ausbau von Wind- und Solar-energie fehlen durch den Krieg wichtige Materialien und viele Ingenieur:innen haben nach dem *coup d'etat* der Rechtsextremen das Land verlassen, hat Asja erzählt. Durch das Dachfenster sehe ich den dunkel werdenden Himmel und öffne es vorsichtig einen Spalt. Der Wind vom Meer ist meine einzige Chance auf Abkühlung heute Nacht.

Ich lasse mich wieder aufs Bett fallen, erschöpft von der langen Reise und der langanhaltenden Hoffnungslosigkeit. Aber ein Gedanke formt sich ganz klar: Ich muss morgen früh auf den Cours Julien gehen, zum Wochenmarkt. Ausschau halten nach Marktständen und Menschen, die zu diesem Hof gehören könnten, von dem du erzählt hast. Das ist mein letzter Gedanke, bevor mir die Augen zufallen.